

Isabella Archan wurde 1965 in Graz (Österreich) geboren. Nach Abitur und Schauspieldiplom folgten viele Jahre Theaterengagements an Stadt- und Staatstheatern in Österreich, der Schweiz und Deutschland. Seit 2002 lebt Isabella Archan als Freiberuflerin in Köln, wo sie eine zweite Karriere als Autorin begann. Einige Theaterstücke, Kurzkrimis und zwei Kriminalromane wurden bereits veröffentlicht: »Helene geht baden« und »Marie spiegelt sich« sind im Conte Verlag erschienen. Neben dem Schreiben ist Isabella Archan immer wieder in Rollen in TV und Film zu sehen, u. a. im Kölner »Tatort«, in der »Lindenstraße« und in »Diese Kaminskis«. Ihre eigenen Krimiabende erfreuen sich großer Beliebtheit.
www.isabella-archan.de

ISABELLA ARCHAN

TOTE HABEN KEIN ZAHNWEH

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Dieses Buch ist Gabriela & Dr. Cornelia Assaf gewidmet.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Hilla Czinczoll
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2016
ISBN 978-3-95451-776-3
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die Autoren-
und Verlagsagentur Peter Molden, Köln.

*Mitunter sitzt die ganze Seele
in eines Zahnes dunkler Höhle.*

Wilhelm Busch

TEIL 1
AUGEN SCHLIEßEN

EINS

Hedda Kernbach sah den Tod in weißem Strick.

Vielleicht, weil sie ihn sich immer so gewünscht hatte.

Nicht so merkwürdig, so eigenartig und schräg, aber in ihrer Phantasie hatte sie dem Sterben immer schon einen reinen und auch heiteren Anstrich geben wollen. Warum also nicht so sterben, als hätte eine Strickkomi ihre letzte Arbeit an den Herrn Sensenmann verkauft? Doch diese Handarbeit hätte sie früher besser hinbekommen.

Sie war als kleines Kind bei ihren Pflegeeltern in Hasenthal an der Mur sehr begabt im Umgang mit den langen, dicken Nadeln gewesen und hatte vom Strickumhang bis Strickpüppchen alles aus den dicken Wollknäueln gestrickt.

Von den vielen Schafen ihrer Ersatzfamilie war weiße Wolle leicht zu bekommen gewesen. Die kratzte zwar, aber hielt Nässe und Kälte ab. Dort in Hasenthal, in der Fremde, wo sich tatsächlich Fuchs und Hase Gute Nacht sagten, weit weg von ihrem Zuhause in Köln, hatte sie ihre Liebe zum Stricken und dem Weiß entdeckt.

Wegen der unschuldigen Reinheit war so ein Weiß für die kleine Hedda das Allerschönste gewesen. Weiß wie die Wolken, die am Himmel vorüberzogen und sie nicht mitnehmen konnten, zurück zu Mama und Papa, weiß wie die Schafe, die vor dem einfachen Bauernhaus das grüne Gras zupften. Hedda mochte auch die anderen Farben der Palette, nur Schwarz klammerte sie aus, Schwarz war in ihrer kindlichen Seele die Farbe des Krieges, des Hungers und des Alleinseins gewesen.

Weiß war Sanftmut, Geduld und stilles Träumen. Bis heute, bis zur alten Hedda. Nur das Stricken hatte sie schon vor Jahrzehnten aufgegeben.

Nun, wie es schien, hatte auch Heddas Mörder eine Vorliebe für weiße Strickwaren.

Sein gesamter Kopf war hinter einer bizarren weiß gestrickten Maske verborgen. Doch das Einzelstück war nicht besonders

praktisch. Die Augenschlitze wirkten zu eng, und der Mundbereich war vollkommen dicht. Alles in allem eine dilettantische Handarbeit.

Außerdem, wer bitte schön hatte schon jemals vom schwarzen Mann mit blütenweißer Maske gehört? War Heddas Mörder ein Purist erster Güte, der es selbst bei seinen Verbrechen ablehnte, im gängigen Schwarz aufzutreten? Wollte er sich von all den anderen schwarzen Männern unterscheiden, die an diesem Mittwochmittag unterwegs waren, um in Köln alten Damen die Kehle aufzuschlitzen?

Wie auch immer, die weiße Strickmaske löste in der sterbenden Hedda Kernbach eine solche Heiterkeit aus, dass sie ihre zusammengepressten Lippen löste und zu lachen versuchte.

Der hohe Schwall von Blut, der daraufhin aus der klaffenden Wunde an ihrem Hals schoss, ließ das weiße Strickmaskengesicht nach hinten zucken. Der Mörder mochte anscheinend nichts weniger als rotes Blut, das sich nur mit kaltem, am besten eisig kaltem Wasser aus dem weißen Strick herauswaschen ließ. Er wich dem Schwall nach oben aus, verschwand aus Heddas Blickfeld. Kaum versiegte der Blutschwall aus ihrer Kehle, tauchte sein Strickmaskenkopf wieder auf, seine Augen hinter den schmalen Schlitzen zusammengekniffen, was graue Schattenlinien im endlosen sauberen Weiß hinterließ.

Heddas Kehlkopf setzte noch mal zu diesem ultimativen Lachanfall an, der aber aus rein anatomischen Gründen nicht mehr möglich war. Das fein geschliffene Messer des weißen Strickmaskenmörders hatte ihren Schildknorpel in zwei fast gleich große Hälften geteilt.

Alles, woran sich Hedda erinnerte, war ein zweimaliges Klingeln an der unteren Haustür. Sie hatte den Summer gedrückt, wieder mal ohne zu fragen, wer da unten denn hereinwollte. Leichtsinngig, würde ihre beste Freundin sagen, aber in Wahrheit hörte Hedda schon schlecht und wollte nicht mehrfach nachfragen müssen. Sie hatte ohnehin mit dem Paketboten gerechnet, sie war meistens zu Hause und nahm die Päckchen der Nachbarn an. Mit dem jungen Mann ließ sich gut über das Wetter und die Welt im Allgemeinen plaudern.

Hedda war zur Eingangstür ihres Appartements gegangen, hatte geöffnet, leichtsinnig, aber leichten Sinns. Dort stand der Maskenmann wie eine schlechte Kopie aus einer Horror-Komödie, mit dunkelgrauem Mantel und weißer Strickmaske und gezücktem Messer. Hedda hatte ungläubig auf die Gestalt gestarrt, viel zu überrascht, um noch zu schreien oder die Tür wieder zuzuschlagen. Der Strickmaskenmann hatte Hedda wortlos durch den Flur ins Wohnzimmer gedrängt, bis Heddas Knie am Vorstelltisch zum Halten gekommen waren.

Sie hatte auch da noch statt Angst nur Verwunderung verspürt, ja, auch schon einen Schalk im Nacken, glaubte an den schlechtesten aller Scherze, an einen schiefgegangenen Witz ihrer Skatdamen. Die waren für ihren manchmal seltsamen Humor bekannt.

Sie setzte zu der Frage an, was denn bitte dieser weiße Witz von einer Strickmaske sollte und überhaupt dieser komische Überfall, da schoss die Hand mit dem Messer nach vorn und leicht schräg nach oben. Hedda spürte es wie einen harten Schlag an ihrem Hals, dann ein Brennen und Ziehen. Es wurde dunkelgrau um Hedda, die Wände schienen sich zu drehen, und sie kippte seitlich weg.

Ihr Aufprall wurde vom Perserteppich vor dem Vorstelltisch abgemildert. Ihr Blick heftete sich an ihren Lüster oben an der Decke. Seine goldenen Engelchen schwankten leicht, und Hedda kam sich schon halb im Himmel vor, da tauchte das maskierte Mördergesicht vor ihr auf und verursachte Heddas missglückten Versuch eines letzten Lachens.

Die Geräusche, zu denen sie noch fähig war, kamen ihr wie die Schreie eines Dinosauriers vor. Vielleicht ein Velociraptor – die hatte sie in Spielbergs Trilogie besonders gemocht. Heddas Humor hatte sich im Laufe der Jahre dem ihrer Skatfreundinnen angeglichen, ihre Heiterkeit steigerte sich bei dem Gedanken, gleich einem prähistorischen Untier abzutreten. Würde sie auch in wenigen Augenblicken ausgestorben sein, sie hinterließ keine eigenen Kinder.

Hedda konnte den Schnitt an ihrer Kehle nicht sehen, aber sie spürte ihn wie einen zu engen Kragen, der Druck auf die

Gurgel ausübte. Das Blut, das mit schneller Geschwindigkeit aus der Wunde floss, war warm, weshalb es Hedda so vorkam, als wäre ein heißer Lappen um ihren Hals gewickelt. Apropos Blut: Den Fleck würde keine Reinigung mehr aus dem Perser rauskriegen, da ging sie jede Menge letzter Wetten ein.

Zu Heddas Heiterkeit, als sie so am Boden lag und langsam in die andere Welt hinüberglied, gesellte sich ein Gefühl der Liebe aus schwer pumpendem Herzen.

In Liebe gehen, das hatte sie immer gewollt und würde sie sich auch nicht nehmen lassen. Mord und Mörder, Strickmaskenmann hin oder her, von diesem Bösewicht würde sie sich nicht davon abbringen lassen, ihre Gefühlslage bis zur letzten Sekunde in der Hand zu behalten.

Sie dankte einem Gott, dem sie vielleicht bald persönlich die Hand schütteln würde. Sie dankte dem Schicksal, das ihr, nach der harten Kindheit in den letzten Kriegsjahren, nicht nur gute Pflegeeltern und eine solide Ausbildung geschenkt, sondern sie auch mit ihrer großen Liebe zusammengeführt hatte. Wie hatte sie jeden Tag mit Erich genossen, seine Liebe, den Sex und, ja, auch sein Geld aus der Pudding-Dynastie Kernbach, das ihnen beiden später ein unabhängiges Leben ohne Verpflichtungen und Arbeitsstress ermöglicht hatte.

Auch Erich würde sie ja gleich wiedersehen, so sagten es doch die Rückkehrer, die, deren Zeit noch nicht gekommen war, die zurückgeschickt worden waren und von dem Licht und ihren Lieben erzählten, die sie abholen wollten. Hedda hoffte, ihr missglückter Lachanfall hatte diese Geister nicht verschreckt und vertrieben, denn so ganz allein hinüberzumüssen, machte auch der heiteren Hedda ein wenig Angst.

Ein paar gute Jahre hätte sie schon gern noch gehabt. Sie fühlte sich mit fünfundsiebzig noch rüstig und agil. Wohltätigkeit, Spaziergänge, Skatabende und die warme Sonne im Landkartengesicht. Gesund bleiben, solange es geht. Doch es kommt immer anders, als man denkt, dieses Sprichwort fiel ihr jetzt ein, und mit aufgeschnittener Kehle sollte man keine Pläne für den nächsten Tag mehr machen.

Zu guter Letzt versuchte sie sogar, diesem Schneeweißchen-

Mörder, der ihr trotz seiner Untat doch einen Abgang in exzentrischer Heiterkeit ermöglichte, noch etwas Positives abzurufen. So kann man wirklich abtreten, oder, Frau Kernbach?

»Umpf!«

Ein dumpfer Laut über ihr ließ Heddas letzten Gedankenstrom anhalten. Sie konzentrierte sich wieder auf das verummte Strickgesicht.

Der böse weiße Maskenmann hatte seine Schlitzaugen weit aufgerissen, und jetzt lag ein eigenartiger Glanz in seinem Blick. Seine rechte Hand tauchte in Heddas Blickfeld auf. Er trug dunkelgraue Handschuhe mit einem weißen Muster, als ob er alle Mörderaccessoires aufeinander hätte abstimmen wollen. In seinen Fingern hielt er ein kleines Messer, das Hedda an ihr eigenes erinnerte, mit dem sie in der Küche Zwiebeln schnitt.

Wer hätte gedacht, dass man damit auch Kehlen schneiden konnte?

Die Hand fuhr nach unten und zwang ihren Kiefer auseinander, dann vergruben sich die Finger in Heddas Mund. Das Messer fand seinen Platz zwischen Heddas Zähnen, und Hedda konnte fühlen, wie er damit gegen ihr Zahnfleisch drückte und versuchte, etwas anzuheben, auszustemmen. Keine Schmerzen, Gott sei Dank, aber ihre Heiterkeit bekam Risse.

Was kam denn jetzt noch?

Der Schneeweißchen-Mörder keuchte, und der Druck auf Heddas Kiefer nahm immens zu. Was machte der Maskenmann dort nur? Neugier und Erstaunen, eine letzte große Verwunderung.

Holte der Maskenmann einen Zahn aus ihrem Kiefer?

Sie hatte wertvolle Gemälde und jede Menge Goldschmuck in ihrer Wohnung. Dazu kam ihre Pelzmantelsammlung, immerhin achtzehn an der Zahl, jedes Weihnachten einen von Erich, bis sie sich beide mit dem Tierschutz zu beschäftigen begonnen hatten und Hedda lieber für lebende Tiere spendete, als tote an ihrem Körper zu tragen. Aber der Mann war so gierig, auch noch das Zahngold aus ihrem Mund zu stehlen. Oder wollte er einen ihrer Beißerchen als Trophäe auf sein Küchenbord stellen?

Hedda hörte einen lauten Knacks. Der Druck auf ihren Kiefer

ließ nach. Die Finger verließen ihren Mund, ihre Lippen schlossen sich. Sie konnte weder das Gesicht mit der Maske noch die behandschuhte Hand mit dem Messer sehen. Vielleicht hatte der Mörder nur eine Schraube aus Heddas Gebiss entfernt, um sie bei sich selbst einzusetzen, weil ihm in seinem Mörderhirn doch sicher eine fehlte?

Das war doch glatt der nächste Witz an diesem Todestag von Hedda Kernbach. Anatomisch unmöglich, aber mit Willenskraft und einer letzten Zuckung doch machbar, fing Heddas Mund zu schmunzeln an. Dazu ein Glucksen und heiseres Röcheln, das komisch gemeint war und auch dem Mörder mit der weißen Strickmaske nicht entging.

Sein rundes Strickmaskengesicht kam zurück in Heddas Blickfeld, und auch ohne seine genauen Züge sehen zu können, war eindeutig klar, dass er sich darüber jetzt maßlos ärgerte. Gut so.

Die grau-weiß besternte Handschuhhand tauchte ebenfalls wieder auf. Diesmal hielt sie ein Rohr oder eine Rolle in den Fingern. Hatte der Mörder denn sämtliches Werkzeug aus seiner Schublade mitgebracht?

»Dummpftesmpftaltesmpfstück, du!«

Dem Maskenmann fehlte ganz eindeutig eine freie Stelle um den Mund herum, seine Worte klangen dumpf und für Hedda völlig unverständlich. Gern hätte sie einen weiteren Witz dazu losgelassen, aber für Worte reichte es wirklich nicht mehr.

Das Rohr oder die Rolle kam auf Hedda zu, wurde in ihren Mund gedrückt, und das war endgültig.

Heddas Seele löste sich sanft vom Körper, und die Stille danach wirkte vollkommen humorlos.

ZWEI

Ich schwebe in einer Art Nichts.

Nicht gar nichts, aber ein wenig Nichts.

Außer laufenden Gedanken, die kann man auch im Nichts nicht aussperren. Ich kann es zumindest nicht.

Meine Gedanken laufen.

Trippeln wie eine Horde Ameisen, hin zu mir, vor mir davon und am Ende über mich. Ich atme und fühle dieses kleine Nichts. Es kitzelt und macht mir ein bisschen Angst. Aber damit kann ich gut leben.

Etwas mehr Angst habe ich vor dem Geräusch eines Zahnarztbohrers.

Ich fürchte mich auch ein wenig vor den weißen Kitteln der Ärzte. Allgemein, nicht nur, wenn es sich um Zahnärzte handelt.

Ein richtig flaues Gefühl im Magen, Herzklopfen und Schweißperlen auf meiner Stirn bekomme ich allerdings bei Spritzen.

Ich visualisiere mir eine in mein Nichts.

Mein rechtes Augenlid zuckt, meine Atmung wird schneller, und ich muss mich zusammenreißen, um nicht auf der Stelle auf und davon zu laufen. Weg von der Liege, raus aus dem Zimmer. Wie ein kleines Kind vor dem schwarzen Mann.

»Langsam und tief einatmen, Dr. Leo«, sagt mein Hypnosetherapeut zu mir. Seine Stimme kommt zu mir wie die Flügel einer Libelle an einem Sommerabend am See meiner Kindheit.

Wow! Hypnose macht mich poetisch.

Ich mache diese Hypnosetherapie wegen meiner Ängste.

»Du bist so tief in der Entspannung, dass nur noch meine Stimme zu dir dringt, meine Stimme, die dir sagt, dass alles gut ist. Alles.«

Ich bin in verschiedenen Therapien, seit dreißig Jahren, mit kurzen Unterbrechungen in der Zeit, als ich durch Portugal trampelte, und später, als meine Töchter zur Welt kamen, und ich habe weiß Gott Fortschritte gemacht. Doch niemals habe

ich mich so leicht und frei gefühlt wie während dieser Tiefenentspannung.

Früher konnte ich schon mal beim Aufziehen einer Spritze das Bewusstsein verlieren oder während einer Behandlung zu schluchzen beginnen. Heute ist es nur mehr das Herzklopfen, das schnelle Atmen, der Schweiß.

Damit kann ich umgehen.

Ich bin Zahnärztin von Beruf.

Ich bohre Zähne auf, und ja, ich trage in meiner Praxis manchmal einen weißen Kittel. Spritzen sind mein Alltagsgeschäft und meine tägliche Überdosis Adrenalin zugleich.

Die Stimme meines Hypnosetherapeuten wogt über mein getrübbtes Tagesbewusstsein wie Wellen über einen Strand. Sharif El Benna ist Tunesier und seit dreißig Jahren in unserem Land. Wahrscheinlich kam er nach Deutschland, als ich meinen Hintern mit vierzehn das erste Mal auf einem Sessel eines Gesprächstherapeuten für Teenager wetzte.

Sharif hat eine weiche Stimme mit einem leicht gerollten R, und sein S ist lang und scharf wie das Schwert eines Wüstenpiraten. Doch er macht mir überhaupt keine Angst. Er nennt mich Dr. Leo, und wenn ich auf seinem breiten Behandlungssofa niedersinke, ist es, als würde ich in ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht eintauchen. Ein süßlich-orientalischer Duft treibt durch den Raum, und ich habe mich schon oft gefragt, ob Sharif El Benna in den hinteren Zimmern der großen Wohnung auch wohnt und kocht.

Ich traue mich nicht zu fragen, will das Verhältnis von Therapeut und Patient nicht ins Persönliche gleiten lassen. Zumal er mich nie nach dem Warum meiner Ängste gefragt hat, sondern mich nur in die innere Tiefe führt, in der jede Veränderung möglich werden kann.

Atme, Dr. Leo. Atme und lass alles fließen ...

Wenn es in meinem Kopf nur nicht immer so trippeln und tratschen würde.

Dr. Leocardia Huberta Kardiff, reiße dich zusammen und entspanne dich.

Leo ist besser als Leocardia.

Dr. Leo ist besser als Dr. Leocardia Kardiff.

Wirklich alles ist besser, Huberta. Die Menschen, die meinen zweiten Vornamen kennen, kann ich an einer Hand abzählen.

Mein Vater, Dr. Gerwald Hubertus, lebte bereits von meiner Mutter getrennt, als sie mit mir schwanger wurde, und sie hatte schon wieder ihren Mädchennamen Kardiff angenommen. Meine Mutter wollte meinen Vater trotz der Schwangerschaft nicht zurück, auch wenn die beiden noch lange Zeit nach ihrer Trennung Sex miteinander zu haben pflegten. Klar, wie sollte ich sonst entstanden sein, an den Heiligen Geist glaubt niemand in meiner Familie, und der Klapperstorch war's auch nicht. Dr. Hubertus aber wollte irgendwie ein Teil des Lebens seiner Tochter sein.

Somit blieb nur der in Amerika beliebte Brauch, den Nachnamen des Erzeugers als zweiten Namen des Kindes einzusetzen.

Warum mir meine Mutter zusätzlich als Erstnamen Leocardia aufdrückte, hat sie mir bis heute nicht verraten. Um ehrlich zu sein, ich habe sie nie danach gefragt.

Die Zeit mit Papa Gerwald verbrachte ich als kleines Kind hauptsächlich in seiner Zahnarztpraxis. Meistens verkroch ich mich in seinem Büro, mit angezogenen Knien unter dem Schreibtisch, meine Puppe Popsi an mich geklammert. Ich zählte die abertausend Sekunden, bis mich Mama wieder abholen kam. Gedämpft klang durch die Tür das hohe, ziehende Geräusch des Bohrers an mein Ohr. Oft verbunden mit kleinem, aber durchdringendem Wehklagen der Patienten.

Wenn Papa mit einem Patienten fertig war, kam er ins Büro, um seine kurzen Pausen mit mir zu verbringen, und ich dachte jedes Mal, wirklich jedes Mal, jetzt wäre ich an der Reihe, mit dem Bohrer gequält zu werden. Um mich zu beruhigen, hatte er immer eine Spritze mit dabei. Natürlich nicht für mich, sondern für die arme Popsi. Damit wollte Papa mir zeigen, dass ich bei einer seiner Behandlungen niemals Schmerzen zu befürchten hätte. Er hob meine Puppe hoch – sag schön Ahhh, du Püppchen – und drückte die Spritze in Popsis weiche Plastiklippen. Würde ich sie heute wiederfinden, wäre ihr Mund mit Einstichlöchern übersät.

Dabei zwinkerte er mir vertrauensvoll zu.

Wenn ich nur daran denke, wird mir sofort übel. Keine Therapie wird das je ändern können.

Trotzdem bin ich nach einem heftigen Streit mit dem neuen Freund meiner Mutter mit vierzehn ganz zu Papa Gerwald gezogen. Er nahm mich wortlos bei sich auf, der Grund interessierte ihn nicht. Ab da war klar, dass ich später auch Zahnmedizin studieren und seine Praxis übernehmen würde. Das Thema wurde nie in Frage gestellt, und ich kam wegen meiner Spritzenphobie in Therapie. Von persönlichen Tochter-Vater-Gesprächen hielt mein Papa nichts. Als er die große Praxis in Köln-Sülz zusammen mit dem ehrgeizigen Dr. Frederic Lang übernahm, arbeitete ich in den Schulferien als Praktikantin bei ihm.

Nach meinem Studium war ich immerhin zwei Jahre in einer Zahnklinik am Rheinauhafen, aber als Dr. Gerwald Hubertus wegen einer beginnenden Parkinsonerkrankung früher als gedacht in den Ruhestand trat, nahm ich naht- und widerstandslos die Stelle meines Vaters ein. Dazu kam, dass ich für eine Familie zu sorgen hatte und man in einer gut gehenden Praxis wesentlich mehr verdienen kann als im Klinikum.

Beim ersten Privatpatienten fiel ich mit der Spritze in der Hand in Ohnmacht, aber außer diesem einen Eklat schlage ich mich nach außen hin ganz gut.

Gern würde ich Sharif El Benna alle diese Dinge erzählen, aber er fragt ja nie. Manchmal, so wie heute, traue ich ihm allerdings zu, dass er meine Gedanken liest.

Ein toller Mann. Aber vergeben. Ich übrigens auch. Eigentlich.

Ich bin vierundvierzig und in der Blüte meiner weiblichen Existenz. Zumindest lese ich das immer in den Zeitschriften, die im Wartezimmer meiner Praxis ausliegen. Vierundvierzig, stolz und selbstständig, im Feuer der mittleren Frauenjahre und noch Lichtjahre vom Klimakterium entfernt. Na ja.

Ich ...

»Wenn ich das nächste Mal mit den Fingern schnippe, erwachen Sie frisch und erholt und sind wieder voll da, Dr. Leo.«

Sharif schnippt, und ich bin wieder voll da.

Mein erster Blick geht zum Handy, nein, seit einer Woche Smartphone. Mein Geliebter, Magister Heinz Lerbaum, hat es mir geschenkt. Es singt den Song »Candy« von Robbie Williams, wenn er anruft.

Sharifs weitläufiger, in weichen Farben bemalter Behandlungsraum in der Brahmsstraße 4 in Lindenthal ist bei dreimaligem Umsteigen von der Linie 7 auf die 13 auf die 18 etwa fünfundzwanzig Minuten von meiner eleganten Praxis am Nikolausplatz in Sülz entfernt. Dreimal umsteigen klingt viel, aber ich liebe es, die Straßenbahn zu nehmen. Jedes Mal komme ich mir vor wie ein Tourist auf Sightseeingtour in den Kölner Veedeln. Entspannt, wie ein Reisender im Bummelgang. Sonst brauche ich den Wagen, ich lebe in einem Haus in Junkersdorf, mein Alltag lässt selten Mußbestunden zu.

Wie immer verbeugt sich Sharif mit gefalteten Händen vor mir, legt dann eine Hand auf sein Herz und blinzelt mir zu. Ich schwärme in diesem Moment ein klein wenig mehr für ihn und fühle mich bereit für den Arbeitsnachmittag und die Patienten.

Diese Arbeitstage nach Ostern sind immer besonders voll, und bis übernächste Woche muss ich ohne Sharifs weiche Stimme und sein Schnippen auskommen. Seit ich ihn in den Gelben Seiten, ohne Internet und Smartphone, gefunden habe, nehme ich diese Mittagstermine wahr. So verliere ich keinen Abend mit Luise und Nathalie, meinen fünfzehnjährigen Zwillingstöchter, zweieiig und seit jeher jede für sich eine unverwechselbare Persönlichkeit. Auch für Magister Heinz nehme ich mir dann Zeit. Vom Vater meiner Töchter bin ich längst geschieden.

Hungrig bin ich jetzt, wie eine Wölfin.

Ich versuche, auf mein Äußeres zu achten, auf meine Figur. Was gar nicht so leicht ist. Der Stresspegel, unter dem ich lebe, macht mich dauerhungrig. Ich beherrsche mich noch beim Frühstück, kann mich aber spätestens in der Mittagspause nicht mehr zurückhalten. Da brauche ich Nervennahrung. Knäcke-brot macht mich depressiv, und einen melancholischen Zahnarzt wünsche ich keinem. Gott sei Dank habe ich ein hübsches Gesicht mit hellen blauen Augen und lockiges blondes Haar

von meiner Mutter vererbt bekommen, damit überspiele ich meine Fettröllchen an Bauch und Hüfte.

Nachdem ich die Tür zu Sharif El Bennas Hypnoseraum passiert habe, schlüpfte ich im Vorzimmer in meine hohen Schuhe und spüre den Schmerz am linken Zeh wieder. Ein Hühnerauge. Aber die hohen Absätze machen mich größer, und das genieße ich. Ich gehe durch die Eingangstür hinaus auf den Hausflur, schließe die schwere Holztür und drücke auf den Knopf für den Aufzug. Ich bemerke einen hellen Streifen, der den sonst dunklen Korridor erleuchtet.

Ich hebe den Kopf und sehe, dass die Wohnungstür zum Appartement gegenüber offen steht. Von irgendwoher muss ein Luftzug kommen, die Tür bewegt sich leicht, schabt weich über den glatten Steinboden, ein paar Millimeter hin und wieder zurück.

Es ist kurz nach zwei Uhr mittags. Im Haus ist es still, so still, dass mir eine leichte Gänsehaut über den Rücken läuft. Am liebsten würde ich zu Sharif zurück, wieder seine Finger schnippen hören, seiner Stimme lauschen. Oder in den Aufzug steigen, der eben vor mir hält und seine Tür für mich öffnet. Allein heute stehen so viele Zahnschmerzgeplagte in meinem Terminkalender. Wenn ich mich beeile und in den Lift springe, könnte ich mir sogar noch einen Latte vom Eckcafé an der Haltestelle mitnehmen. Einen Latte mit viel Schaum und dazu eine Nusschnecke.

Lecker!

Ich bleibe aber stehen, wo ich bin, die Lifttür schließt sich. Dann mache ich fünf Schritte hin zur Nachbarwohnung.

Eine unverschlossene Wohnungstür gibt ein eigenes Bild ab. Ähnlich wie ein herrenloser Hund oder eine Börse, die im Bus auf einem leeren Sitz liegen geblieben ist, strahlt sie etwas Einsames, Verirrtes aus. Sie kann von Vergesslichkeit oder Nachlässigkeit erzählen oder auch von einem Übel, einem ungewollten oder absichtlichen Verlust.

Ich seufze und klopfe laut an den Türrahmen.

»Hallo, ist da jemand?«

Meine Stimme hört sich ein klein wenig zu hoch an, so

ähnlich klinge ich beim Einspritzen und Betäuben, wenn ich nach meinem Tuch greifen muss, um die Schweißperlen dezent abzuwischen.

Ich räuspere mich und versuche es noch mal.

»Hallo, dadrinnen! Sie haben Ihre Wohnungstür nicht abgeschlossen! Ist alles in Ordnung?«

Mein Bauch sagt mir schon, dass es das nicht ist. Mein Verstand klammert sich noch an vernünftige, banale Erklärungen. Ich fasse meine Handtasche fester und betrete die fremde Wohnung. Im Flur brennt Licht, das von einem glänzenden Parkettboden reflektiert wird.

»Hallo, hallo! Mein Name ist Dr. Kardiff. Ihre Tür stand offen, und ich wollte mich nur davon überzeugen, dass es Ihnen gut geht.«

Ich rufe jetzt.

»Ich komme rein. In Ordnung?«

Meine Füße gehen weiter. Auf dem Parkett hören sich die hohen Hacken meiner Schuhe wie das Ticken einer Zeitschaltuhr an. Achtung, Achtung, in zehn Sekunden geht die Bombe hoch! Zeit, zu verschwinden.

Dreh um und renn weg!

Ich gehe weiter durch den Flur, er ist lang, breit und voller gemalter Bilder. Ich sehe eine Dame mit grünem Kleid, die einen Apfel in ihren schlanken Fingern hält. Eine Jagdgesellschaft mit einer Meute von hechelnden Settern und Dienern, die gebogene Hörner blasen. Ganz vorn hängt das Porträt eines Mannes mit Fliege und Hut und einem unglaublich breiten Grinsen. Ich wende mich ab und versuche, mich auf das Wesentliche zu konzentrieren.

Die nächste Tür ist wieder nur angelehnt.

Noch einmal rufe ich, so laut ich kann, mein Hallo und klopfe wieder. Die Tür schwingt auf und gibt den Blick auf ein geräumiges Wohnzimmer frei. Große, schwere Möbel, verzierte Schränke, ein antiker Büfettschrank mit allerlei Porzellannippes hinter den Glasvitrinen und in der Mitte ein breites und reich mit Polstern belegtes Sofa. Davor ein schöner, glänzender brauner Vorstellisch. Darunter ein sicher sehr teurer Perserteppich.

Darauf liegt eine ältere Frau, aus deren Mund eine zusammengerollte Zeitschrift ragt.

Leo! Dreh um! Renn weg!

Oh!

Ich schaue genauer hin.

Ihre Kehle ist durchtrennt worden. Das kann ich sofort erkennen. Blut hat sich im Perserteppich verteilt und ist dort getrocknet. Ihre Augen starren zur Decke, an der ein Lüster mit kleinen goldenen Engeln hängt. Mein Blick geht zweimal von unten nach oben und wieder zurück.

Ohhhhhhhh!

Ich schwanke auf meinen Schuhen, komme mir vor, als würde ich gleich über eine Klippe stürzen.

Dass die alte Frau tot ist, ist klar. Dass sie nicht an einem Herzanfall gestorben ist, auch. Auf das Schwanken folgt automatisch mein Standardsatz in Notlagen: »Ich bin Arzt, lassen Sie mich durch.« Völlig absurd hier drinnen, aber ...

Oh! Oh!

Jetzt geht es mit mir durch.

Ich lasse meine Handtasche fallen und stürze zu der Frau am Boden. Ich reiße die Zeitschrift aus ihrem Mund. Sie fliegt nach hinten, ich höre, wie sie gegen den Büfettschrank klatscht. Ich lege meine Hand auf das Herz der Frau, mein Ohr an ihre Lippen. Lausche nach einem Hauch von Leben, fühle nach einem Schlag in der Brust. Nichts. Niente. Nada. Aber das wusste ich schon vorher.

Mein Herz dagegen schlägt rasend wild.

Verdammt!

Ich hebe meinen Kopf wieder, betrachte das Szenario. Das Zimmer wirkt wie eine alte Fotografie. Mir schwindelt, und ich kippe leicht nach vorn. Meine Hand stützt sich auf den Körper der Frau. Er ist weich, noch keine Spur von Leichenstarre. Ich nehme meine Hand schnell wieder weg, starre auf die Wunde an ihrem Hals.

Wie ein tiefes Tal klafft der Einschnitt an ihrer Kehle. Der große Blutfleck auf ihrer Bluse glitzert leicht, noch ist nicht alles getrocknet. Ich überlege fieberhaft, gehe meine medizinischen

Kenntnisse über die Stadien einer Leiche durch und schätze grob, dass die Frau nicht länger als eine halbe Stunde tot sein kann. Während ich hypnotisiert auf Sharifs Couch lag, hatte sie ihren Todeskampf. Ihr Mund ist auch ohne die Zeitschrift weit offen geblieben, ich kann den gesamten Rachenraum sehen.

Mir wird übel.

Irgendwie, tief in meinem Hirn, kommt mir die Tote bekannt vor, aber ich kann mich im Moment nicht erinnern. Stattdessen gehe ich professionell an die Sache heran, ich sehe mir automatisch ihr Gebiss an. Ihre Zähne sind weiß, sicher gebleicht, scheinen fast alle noch ihre eigenen zu sein. Links oben erkenne ich ein Implantat. Rechts unten aber klafft ein Loch, das überhaupt nicht zu ihrem sonst so gut erhaltenen, gepflegten und sicher teuren Gebiss passt. Zwei Zähne fehlen komplett, die beschliffenen Stümpfe von zweien sind als Pfeiler noch da, aber die Brücke, die zu dieser Lücke passt, die Brücke vom Siebener bis zum Vierer, ist nicht da. Warum das denn? Wer würde einer Sterbenden eine Brücke aus dem Mund entfernen? Und womit? Ich beuge mich tiefer, sehe genauer hin und ...

In genau diesem Moment fällt mir wieder ein, dass ich in einer fremden Wohnung vor einer toten Frau knie, die mit hundertprozentiger Sicherheit ermordet worden ist.

Oh, oh, oh ...

Das Parkett im Flur knarrt.

Mit einem Aufschrei drehe ich mich um, doch niemand steht mit einem Messer oder einer Hacke oder sonst was hinter mir. Im Zimmer ist es immer noch totenstill.

Was ich jetzt brauche, ist Hilfe. HILFE!

Ich stemme mich hoch, halte mich am Couchtisch fest. Mir fallen meine Fingerabdrücke ein, ich überlege mir ein Alibi, obwohl ich mir sicher bin, nichts mit diesem Verbrechen zu tun zu haben. Sharif El Benna fällt mir ein. Er kann bezeugen, dass ich bis vor wenigen Minuten auf seiner Behandlungscouch in tiefer Trance war.

Ich drehe mich um.

Ich renne durch den langen Flur an den Bildern vorbei nach

draußen, das laute Schlagen meiner Hacken gleicht jetzt einem Klopfen aus einem verschlossenen Sarg.

Ich bin im Treppenhaus, der Aufzug wartet immer noch auf mich. Kein Mensch zeigt sich. Ich mache meine fünf Schritte zu Sharif El Bennas Praxis zurück, drücke auf die Klingel. Von drinnen summt es weich. Ich überlege, ob die Wohnungstür der alten Frau schon offen stand, als ich zu meinem Termin bei Sharif kam.

Die Tür vor mir geht auf. Ich falle Sharif in die Arme.

In diesem Moment singt mein neues Smartphone Robbie Williams' »Candy«. Das ist der Moment, wo das Getrippel der Ameisen in meinem Kopf von den Schreien, die mein Kehlkopf wie von selbst produziert, tatsächlich einmal übertönt wird.